

MARINA FIORATO
Das Geheimnis des Frühlings

Marina Fiorato

DAS GEHEIMNIS
DES FRÜHLINGS

Deutsch von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
„The Botticelli Secret“ bei Beautiful Books, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Marina Fiorato

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Limes Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Museumslandschaft Hessen Kassel Ute Brunzel /

The Bridgeman Art Library

Redaktion: Barbara Müller

ES · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37480-9

www.blanvalet.de

»Und es sind sieben Könige. Fünf sind gefallen, einer ist da,
der andere ist noch nicht gekommen, und wenn er kommt,
muss er eine kleine Zeit bleiben.«

Offenbarung des Johannes, 17, 9-10

Teil 1

FLORENZ

1481



Florenz schimmert wie Gold und stinkt zum Himmel.

Die Gebäude sind massiv und prunkvoll, aus glänzendem vergoldetem Stein und silbernem Marmor erbaut, doch der Gestank – eine Mischung aus Tiermist, menschlichen Ausscheidungen, verrottetem Fleisch und in den Rinnsteinen verfaulendem, vom Markt übrig gebliebenem Gemüse – würde jeden Gerber erbleichen lassen. Tatsächlich ist die ganze Stadt ein einziger Widerspruch in sich. Die weitläufigen Loggias, prächtigen Paläste und mächtigen Säulen wurden für Riesen angelegt, die Florentiner sind jedoch eher kleine Menschen, die zwischen diesen Bauwerken umherhuschen wie bunt gekleidete Pygmäen. Die einzigen Bewohner, deren Größe der ihrer Umgebung entspricht, sind die Statuen, die auf der Piazza della Signoria ihre steinernen Kämpfe austragen.

Florenz ist wunderschön und grausam zugleich. Seine Schönheit liegt aber nur an der Oberfläche, darunter fließt das Blut sehr dicht unter der Haut. Prachtvolle Palazzi und Kirchen stehen direkt neben dem Bargello, dem Stadtgefängnis, einem Ort, der mehr Schrecken birgt als die Hölle. Apropos Hölle – in jeder unserer Kirchen ist sie an Decken und Wänden Seite an Seite mit dem Himmel zu finden, meist nur durch Balken von ihm getrennt. In der Kuppel der großen Kathedrale Santa Maria del Fiore tanzen Engel und Dämonen bunt durcheinander und bilden ein sich unaufhörlich drehendes Rad des Schicksals. Paradies und Verdammnis liegen nah, viel zu nah beieinander. Sogar das Essen besteht aus Widersprü-

chen. Nehmen wir zum Beispiel mein Leibgericht, Carpaccio, fein geschabtes rohes blutiges Fleisch. Es schmeckt köstlich, aber damit ich es genießen kann, muss ein Lebewesen sterben.

Auch auf den Straßen leben sowohl Götter als auch Ungeheuer. Ich muss es wissen, denn ich gehöre zu Letzteren – Luciana Vetra, Gelegenheitsmodell und Vollzeithure. Solche wie mich bespritzen die Prediger von ihren Kanzeln herab mit Gift, und anständige Frauen spucken mich an. Gott und Satan kämpfen erbittert um die Seelen der Florentiner, und manchmal denke ich, Satan gewinnt: Wenn ihr im Battistero die Mosaik betrachtet, die das Jüngste Gericht zeigen, wohin blickt ihr dann zuerst? Zum Himmel mit all den die Welt verbessernden Engeln mit ihren Heiligenscheinen und Hallelujas oder auf die Hölle, wo der langohrige Luzifer die Seelen der Verdammten verschlingt? Und wer Signore Dantes *Göttliche Komödie* liest, beginnt bestimmt nicht mit dem Paradies und den Priestern und papsttreuen Prälaten, sondern mit dem Inferno, wo der Himmel rot von Blut ist und sündige Edelleute mit den Füßen voran bei lebendigem Leibe geröstet werden.

Da habt ihr mich nun, ein schamloses gefallenes Mädchen, das auf der Straße zum Begehen einer oder mehrerer Todsünden einlädt und von rechtschaffenen Menschen voller Abscheu gemustert wird. Ein verlorenes Schaf. Aber manchmal nähert sich so einem Schaf ein Hirte, ein Mann Gottes, der ihm Rettung verspricht.

So lernte ich Bruder Guido della Torre kennen.

Unsere erste Begegnung stand nicht gerade unter einem günstigen Stern. Ich kann nicht behaupten, dass ich mich ihm von meiner besten Seite präsentierte. Natürlich trug ich meine besten Kleider, denn ich bin immer auf Laufkundschaft vorbereitet. Doch zufällig saß ich, malerisch eingerahmt von den safranfarbenen Bögen des Ponte Vecchio, auf einer Balustrade und erleichterte mich in den Arno. Gerechterweise muss ich zugeben, dass der gute Bruder nicht gleich sehen konnte, was ich tat, weil meine Röcke so voluminös waren. Aber ich kam

gerade aus Bembo's Bett, war auf dem Weg zu Signore Botticelli's Atelier, und die Unmenge an Muskateller, die ich zum Frühstück getrunken hatte, drängte wieder ins Freie.

Aber ich erzähle das alles in der falschen Reihenfolge. Ehe ich auf Bruder Guido und den rechten Weg zu sprechen komme, sollte ich kurz den falschen, nämlich mein altes Leben umreißen, denn wenn ihr nicht über Bembo und darüber, wie ich dazu kam, Signore Botticelli Modell zu sitzen, Bescheid wisst, dann werdet ihr das Geheimnis nie entschlüsseln können, und das Geheimnis *ist* meine Geschichte. Also gehen wir zeitlich zurück ... Wie weit? Bis zur letzten Nacht? Nein, ich denke, ich brauche auf das, was Bembo um des Vergnügens und ich um des Geldes willen in seinem Bett getrieben haben, nicht näher einzugehen. Es reicht, wenn ich mit diesem Morgen beginne: Candelmaggio, dem 15. Mai und somit dem florentinischen Neujahr. Frühling – ein mehr als passender Anfang.

2

»Chi-Chi?«

Madonna. Ich hasste es, nach einer Nacht harter Arbeit unverhofft geweckt zu werden. »Ja?«

»Würdest du mir einen Gefallen tun?«

Noch einen? Nach den Freuden, die ich ihm in dieser Nacht verschafft hatte, sollte Bembo eigentlich *mir* einen Gefallen tun – vorzugsweise in Form einer zusätzlichen kleinen finanziellen Zuwendung. Aber Geschäft ist Geschäft. Ich lächelte schläfrig. »Natürlich.«

Bembo stützte sein beträchtliches Gewicht auf einen Ellbogen, sodass mir der Geruch seiner Achselhöhlen entgegen schlug. *Madonna.* Ich griff nach der Lavendelpomade auf dem Nachttisch und hielt sie mir unter die Nase, dann überspielte

ich diese Unhöflichkeit mit einem koketten Lächeln und wartete darauf, was kommen würde. Bei Bembo musste man auf alles gefasst sein; obszön reiche Männer behalten sich oft das Recht der Unberechenbarkeit vor.

Benvolio Malatesta.

Fatto uno: Er hieß Benvolio Malatesta, wurde aber nur Bembo genannt. Vielleicht lag das an seiner einstudiert fröhlichen Art, er erinnerte jeden, der mit ihm zu tun hatte, an seinen Lieblingsonkel; eine Eigenschaft, die seine absolute Skrupellosigkeit in geschäftlichen Dingen Lügen strafte. Er lächelte und scherzte viel, aber hinter dieser Fassade verbarg sich ein erbarmungsloser, räuberischer Hai.

Fatto due: Bembo war einer der reichsten Männer von Florenz. Er verdiente sein Geld mit dem Import von Perlen aus dem Orient; bildschönen, großen Perlen, die so weiß schimmerten wie Oliven schwarz. Er ließ kleine, mit Austermessern bewehrte Jungen nach ihnen tauchen. Manchmal ging einem von ihnen die Luft aus, oder er verfring sich im Seetang.

Einmal brachte Bembo mir seine schönste Perle mit und verlangte von mir, dass ich sie im Nabel trug, während wir uns miteinander vergnügten. (Seht ihr, was ich meinte, als ich sagte, dass man bei ihm mit allem rechnen musste?) Danach wollte er sie zurückhaben, aber ich machte ihm weis, ich bekäme sie nicht mehr heraus. Eine glatte Lüge. Ich versuchte es später beim Baden noch einmal, und sie ging heraus, aber ... nun ja, es tat ziemlich weh. Ich schob sie an ihren Platz zurück. Sie passt perfekt dorthin, und jetzt kennen alle meine Kunden diese Perle – ich habe sie zu einem der Dinge gemacht, für die ich berühmt bin (wie für meine Brüste und mein Haar). Ich trage immer Kleider mit sehr tief ausgeschnittenen Miedern oder Löchern, um meine Perle sehen zu lassen. Freier lieben das Ungewöhnliche. Vor allem die reichen.

Bembo schien nichts dagegen zu haben. Seine großen Perlen wurden zu Schmuck verarbeitet, die kleinen zu Zahnpulver für reiche Herren oder Gesichtspuder für ebenso reiche

Damen zermahlen. Dieser Perlenstaub lässt ihre gelben Zähne und ihre Haut sanft schimmern, selbst wenn sie mit Leberflecken übersät oder runzlig wie die einer alten Vettel ist. Meine Nabelperle war gute Werbung für Bembo. Er sagte, sie würde spätestens dann herausfallen, wenn ich ein Kind tragen und mein Bauch sich vorwölben würde. (Ich verriet ihm natürlich nicht, dass dieser Fall nie eintreten würde, weil ich in der Mitte eines jeden Monats gewachste Baumwollvierecke in meine Spalte schiebe, um zu verhindern, dass sich der Samen der Männer in mir festsetzt. Die Tücher machen mich enger, aber bis jetzt hat sich noch niemand beschwert.) Einen Schreckmoment lang fürchtete ich, Bembo könne beabsichtigen, mich zu schwängern. Wurde er etwa so von seinem Schwanz beherrscht, dass er an Heirat dachte? *Madonna*. Durfte ich deswegen die Perle behalten? Aber dann schaltete sich mein gesunder Menschenverstand wieder ein. Ein Mann wie Bembo würde trotz meiner Schönheit schwerlich mit einer Hure wie mir ein Kind zeugen wollen – daheim in seinem kalten Bett hatte er eine reiche, frigide Frau, die ihm seine Söhne gebar. Und er hatte seit jenem Tag nicht mehr nach der Perle gefragt, obwohl ich Kunden kenne, die einem Mädchen einfach den Nabel herausgeschnitten hätten, ohne sich darum zu kümmern, ob sie daran starb oder nicht, nur um ihr Eigentum wiederzubekommen. Aber Bembo würde mir so etwas nie antun. Er mag mich. Er hat mir für die Nacht, in der die Perle stecken blieb, sogar drei *dinari* bezahlt, obwohl er ohne sie nach Hause gehen musste. Muss eine gute Nummer gewesen sein.

Fatto tre: Bembo kennt viele Künstler. Ich glaube, er kommt sich durch diese Bekanntschaften wie ein Mann von Welt vor; bildet sich ein, seinen Perlen zu gleichen, obwohl er in Wahrheit eher den gewöhnlichen hässlichen kleinen Austern ähnelt, die den Meeresboden bedecken. Er kommt aus dem Nichts, stammt von einer Familie von Fischern ab, also versucht er, sich zur Oberfläche und zum Licht emporzuziehen. Wie seine Austern ist er ein unansehnliches Geschöpf, das imstande ist,

Schönheit zu schaffen, und das tut er, indem er Maler fördert. Es war dieser dritte Fakt, der mir einen Berg von Schwierigkeiten eintragen sollte.

»Würdest du einem Freund von mir Modell stehen?«

Ich war immer noch nicht ganz wach. »Welchem Freund?« Meine Stimme hörte sich an wie das Krächzen einer Krähe.

»Alessandro Botticelli. Sandro.«

Der Name kam mir vage bekannt vor.

»Er meint, du würdest dich perfekt für die zentrale Figur seines neuen Gemäldes eignen.«

Ich schlug ein Auge auf. »Die zentrale Figur?«

Er lächelte, seine Perlenzähne blitzten auf. Ich könnte schwören, dass Bembo seinen Wohlstand im Mund trägt. »Ja, Chi-Chi. Keine Sorge, du wirst der strahlende Mittelpunkt sein, und alle anderen werden vor deiner Schönheit verblassen.« Poetische Schmeicheleien passten irgendwie nicht zu Bembo.

»Wie viele Figuren soll das Bild denn insgesamt zeigen?«

»Acht. Deine Wenigkeit eingeschlossen.«

»Das klingt nicht gerade nach strahlendem Mittelpunkt.«

Sein Lächeln wurde breiter. »Aber sicher doch, Chi-Chi. Das Gemälde soll *La Primavera* – Frühling – heißen, und du wirst die Göttin Flora verkörpern.«

»Es hätte wenigstens die Madonna sein können«, grollte ich.

Bembo lachte schallend auf. »Du als jungfräuliche Himmlskönigin? Die berühmte Chi-Chi – von Männerhänden unberührt? Nein, nein und nochmals nein!«

Ich wandte schmollend den Kopf zur Seite. Er strich über meine Brustwarzen, um mich zu besänftigen. »Hör zu, Täubchen. Sandro will dich, gerade weil du die Freuden des Bettes kennst. Flora soll erfahren und fruchtbar wirken, sie soll ein wissendes Gesicht haben, und vielleicht wird auch angedeutet, dass sie ein Kind trägt, aber auf jeden Fall muss sie schöner sein als der junge Tag.« Er wusste ganz genau, wie er mich bei meiner Eitelkeit packen konnte.

»Und woher weiß *Sandro* von meinen Reizen?«

Bembo ließ sich wieder auf den Rücken fallen. Die Matratze erzitterte. Er deutete mit einer Hand zu dem Wandschirm aus dünnem Musselin neben dem Bett. Ich hatte solche Dinge schon vorher in Freudenhäusern und Privaträumen gesehen – man nannte sie *finestra d'amore*, Liebesfenster. Manchmal beobachteten Freunde des Gastgebers ihn durch diese Fenster beim Geschlechtsakt, wenn der Betreffende darauf Wert legte, oder ein anderes Paar trieb es dahinter miteinander und erregte sich an den Geräuschen von nebenan. Normalerweise hatte ich mit derartigen Vorlieben kein Problem – tatsächlich dürfte Signore Botticelli einiges geboten bekommen haben, wenn ich an die Positionen der letzten Nacht zurückdachte – aber diesmal stieg bei der Vorstellung leises Unbehagen in mir auf. Es war eine Sache, sich von anderen zahlenden Kunden beim Sex zusehen zu lassen, aber von einem Maler, der entschlossen war, mich in seinem Werk zu verewigen ... Nein, das machte mich nervös.

Ich setzte mich auf und zog in einem seltenen Anflug von Schamhaftigkeit zwei dicke Strähnen meines weizenblonden Haares über meine Brüste. Vielleicht sollte ich an dieser Stelle meine ganz persönlichen drei Fakten aufzählen – zwei habe ich ja schon ansatzweise erwähnt.

Fatto uno: Ich wurde Luciana Vetra genannt, weil ich als Säugling in einer Flasche von Venedig hierherkam. Das ist nicht frei erfunden, sondern stimmt wirklich, ich werde die ganze Geschichte bei Gelegenheit einmal erzählen.

Fatto due: Ich habe dichtes, goldenes Haar – meine natürliche Haarfarbe, ich habe noch nie mit Zitronensaft nachgeholfen, falls jemand auf diesen Gedanken kommen sollte. Sie fallen mir in Locken, die nie eine Brennschere gesehen haben, bis zur Taille.

Fatto tre: Ich habe einen fantastischen Busen – fest, rund und klein wie Kantaloupen. Laut meinen Kunden schmecken sie auch genauso süß, aber kann man einem Mann glauben, was er kurz vor dem Höhepunkt über die Brüste einer Frau sagt?

»Was hast du gesagt?«, riss mich Bembo aus meinen Gedanken.

Ich ließ mich in die Kissen zurückfallen. »Ich denke darüber nach.«

Ich wusste, was Bembo wollte. Er wollte, dass jeder sich das Bild ansah und er dann damit prahlen konnte, Flora gevögelt zu haben.

»Vielleicht hilft dir die hier...«, er tippte viel sagend gegen die Perle in meinem Nabel, »... dabei, wohlwollend über meine Bitte nachzudenken.« Seine Stimme hatte einen schmeichelnden Klang angenommen.

Ich blickte auf das milchig schimmernde Juwel hinab, dann sah ich Bembo an. *Diese verdammte Perle*. Ich hatte gewusst, dass ich eines Tages dafür würde bezahlen müssen. »Na schön«, seufzte ich. »Gib mir seine Adresse.«

Und so kam es, dass ich an jenem Tag fein aufgetakelt auf dem Weg zu Sandro Botticelli war und dringend einen Abort aufsuchen musste.

3

Da ich keine Lust hatte, nur deswegen den ganzen Weg bis nach Hause zurückzugehen, folgte ich dem Ruf der Natur direkt unten am Arno, und genau in diesem Moment kam der Mönch auf mich zu. Er hielt eine Flugschrift in der Hand.

Ich stöhnte in mich hinein und hätte ihn mit ein paar ausgesuchten Schimpfwörtern (von denen ich eine ganze Reihe kenne) seiner Wege geschickt, doch als er näher kam, sah ich, dass er ausgesprochen gut aussah.

Fatto uno: Er hatte dichtes, lockiges schwarzes Haar, das wie das Brustgefieder einer Elster schimmerte.

Fatto due: Seine Augen leuchteten in demselben auffallen-

den Blau wie Teile der Della-Robbia-Buntglasfenster in Santa Croce.

Fatto tre: Er trug keine Tonsur, musste also demnach ein Novize sein (nicht dass mich ein endgültiges Gelübde davon abgehalten hätte, ihn in mein Bett zu locken ... Könnte ich nicht auf einen stetigen Strom geistlicher Kunden zählen, wäre ich arbeitslos. Sollen sie sich um ihre Seelen kümmern, ich kümmere mich um meine).

Aber dieser junge Mönch schien entschlossen zu sein, zur Rettung meines Seelenheils beizutragen. Er schlug das Kreuzzeichen über meinem Kopf und wünschte mir Frieden. Dann reichte er mir die Flugschrift. Ich seufzte. »Bruder, damit kann ich nichts anfangen.«

Sein Gesicht belebte sich. »Schwester, du magst denken, dass die hier niedergeschriebenen Worte nicht für dich bestimmt sind.« Seine Stimme klang leise und ruhig. Gebildet. Piekfein. »Aber Gott liebt alle Menschen, auch die gefallenen. Ich bin sicher, sogar du findest in diesen Zeilen Trost und Zuspruch.«

Ich registrierte die in den Worten »sogar du« enthaltene unbeabsichtigte Kränkung und beschloss, mir einen kleinen Spaß mit ihm zu erlauben.

»Ihr habt recht, Bruder«, sagte ich reumütig, nahm ihm das Papier aus der Hand, wischte mich damit ab und warf es in den dahingurgelnden Arno.

»Vielen Dank, es kam wirklich genau zur rechten Zeit«, flötete ich süß.

Er verfolgte jede meiner Bewegungen, und als ihm dämmerte, dass ich meine Notdurft verrichtet hatte, während er mit mir sprach, lief er hochrot an. Ich sah ihm an, dass er mit seinem Gewissen rang. Vermutlich hätte er nichts lieber getan, als mir undankbarer Schlampe einfach den Rücken zu kehren, aber sein geistliches Amt verlangte von ihm, dass er zumindest versuchte, ein verlorenes Schaf zu retten.

Also zog er ein weiteres Flugblatt aus dem kleinen Stapel, der unter dem Strick steckte, der seine Kutte zusammenhielt.

»Ich bin Bruder Guido della Torre, Novize des Klosters Santa Croce. Diese Lehren hier sind wichtig, Schwester, denn sie weisen uns den Weg zur Rettung unserer Seelen.«

Jetzt amüsierte ich mich köstlich. »Gilt das auch für Arschlöcher?« Ich hatte Mühe, eine unbeteiligte Miene zu wahren. »Haltet Ihr Arschlöcher denn für wichtig?«

»Kaum etwas könnte wichtiger sein.«

»Betet Ihr auch für Arschlöcher?«, bohrte ich todernst weiter.

»Jeden Abend.«

»Und wenn ich meine Verfehlungen bekennen und fortan ein tugendhaftes Leben führen würde, würde das dann Eurer Meinung nach bedeuten, dass auch die Arschlöcher dieser Welt gerettet werden könnten?«

Seine blauen Augen glühten vor missionarischem Eifer. »Natürlich, Schwester. Jeder, der täglich betet und danach strebt, Gott zu preisen, wird eines Tages in den Himmel kommen.«

Ich nickte weise. »Dann könnte man also sagen, dass es im Himmel eines Tages von Arschlöchern wimmeln wird.«

Er stutzte, nickte aber. »Das könnte man allerdings.«

»Dann sind wir uns also zumindest in einem Punkt einig.« Armer Einfaltspinsel. Ich beschloss, Nachsicht walten zu lassen. »Aber das ändert nichts daran, dass ich mit Eurer Flugschrift trotzdem nichts anfangen kann. Ich kann nämlich nicht lesen.« Typisch Mönche: Da druckten sie Flugblätter für Huren, die so ungebildet waren, dass sie nicht einmal obszöne Schmierereien an den Wänden entziffern konnten.

»Wirklich nicht?«

»Nein.« Da ich so früh begonnen hatte, das Leben eines Straßenmädchens zu führen, war mir für die Beschäftigung mit Buchstaben keine Zeit geblieben. Ich habe aber zum Ausgleich ein ausgezeichnetes Gedächtnis – ich muss ein Bild oder ein Gesicht nur einmal sehen, um es nie wieder zu vergessen. Außerdem versuche ich ständig, mein Gehirn zu schulen – wie

ihr vielleicht inzwischen gemerkt habt, bemühe ich mich, mir von jedem und allem, was ich kenne, drei Fakten zu merken. Ich mag zwar des Lesens nicht mächtig sein, aber dumm bin ich nicht. Dies nur am Rande, damit kein Missverständnis aufkommt.

Der Mönch schüttelte den Kopf, als habe sich ihm eine andere Welt eröffnet. »Es tut mir leid ... Es ist nur so, ich habe mit Büchern zu tun, seit ich denken kann. Sie bedeuten mir alles. Ich habe bereits Hunderte gelesen, und vor kurzem ...«, wieder erröte er, aber diesmal vor Stolz, »...ist mir die Ehre zuteilgeworden, zum Hilfsbibliothekar von Santa Croce ernannt zu werden, obgleich ich meine endgültigen Gelübde noch nicht abgelegt habe.«

Jetzt war ich es, die einen Blick in eine andere Welt erhaschte. Eine Welt, in der schwarze Buchstaben auf dem Pergament in seiner Hand diesem Mönch mehr bedeuteten als Menschen oder Orte. Ich sah ihm in die Augen, und in diesem Moment durchschaute er mich. Er wusste, dass er etwas besaß, was ich nicht besaß und gerne hätte und dass ich ihn trotz meiner Unverschämtheit und meiner Gassenjungenmanieren um das beneidete, was er konnte und wusste.

»Wie alt seid Ihr, Signorina?«

Oha. Das war eine Premiere. Niemand hatte mich je zuvor mit »Signorina« tituiert. Ich war so überrumpelt, dass ich tatsächlich wahrheitsgemäß antwortete.

»Ich weiß es nicht.« Jetzt war nicht der Zeitpunkt, ihm zu erzählen, dass ich als Säugling in einer Flasche aus Venedig nach Florenz gekommen war. Ich beschloss, dass mir ein weiterer Schlag unter die Gürtellinie helfen würde, verlorenen Boden zurückzugewinnen. »Im letzten Winter habe ich gelernt, meinen Monatszyklus zu bestimmen.«

»Ihr habt was gelernt?« Seine Miene hellte sich auf. Zweifellos dachte er, ich hätte aller gegenseitigen Beteuerungen zum Trotz doch schon zaghaft damit begonnen, Wissen zu erwerben.

Ich raubte ihm diese Illusion rasch. »Ich blute einmal im Monat – da unten, und das muss ich berechnen.« Dann beugte ich mich verschwörerisch vor. »Deshalb muss ich mein *gatto* während dieser Tage immer mit Baumwollstreifen verstopfen.«

Er wich zurück und errötete erneut – diesmal noch heftiger. Ich weidete mich an dem Anblick. Doch er war nicht der Einfaltspinsel, für den ich ihn gehalten hatte, denn er holte augenblicklich zum Gegenschlag aus.

»Dann seid Ihr also noch ziemlich jung, Signorina, aber Ihr werdet nicht ewig jung bleiben.« Nicht schlecht. Er traf mit traumwandlerischer Sicherheit den wunden Punkt aller Frauen: das drohende Alter. Dann streckte er eine Hand aus, als wolle er meine Wange berühren, zog sie aber hastig zurück, als fürchte er, sich zu verbrennen. »Ihr werdet nicht immer so ein Engels Gesicht haben wie jetzt. Werdet Ihr Eurem Gewerbe auch noch nachgehen, wenn Ihr alt seid, Signorina ...« Beim letzten Wort hob er fragend die Stimme.

Ich reagierte prompt. »Luciana Vetra.«

Er lächelte und glich plötzlich selbst einem Engel. Ich sah, dass er noch alle seine Zähne hatte, die noch dazu strahlend weiß schimmerten.

Meine Augen wurden schmal. »Ist etwas?«

»Luciana Vetra ... Das bedeutet ›das Licht im Glas‹.«

Ich starrte ihn an. *Deswegen war ich also so genannt worden.* Weil ich der Säugling in der Flasche war. Einer Glasflasche aus Venedig, der Heimat des Glases. Jetzt begriff ich, wozu es gut sein konnte, sich Wissen aus Büchern anzueignen. Und ich brachte keinen Ton mehr heraus.

Er bemerkte meinen Zwiespalt, nutzte seine Chance sofort, ergriff mein Handgelenk und sprach eindringlich auf mich ein. »Signorina Vetra. Die Mönche von Santa Croce bieten gefallenen Frauen Zuflucht. War nicht Magdalena, die von unserem Herrn geliebt wurde, selbst eine Dirne? Wir beabsichtigen, die Frauen auszubilden, damit sie ihren Lebensunterhalt mit ehrbaren Tätigkeiten verdienen können, sie in der Heiligen Schrift

zu unterweisen und ihnen Lesen und Schreiben beizubringen. Danach können sie ordentliche Berufe ausüben oder sogar als Nonnen in unseren Schwesterorden eintreten.« Er verstärkte seinen Griff um mein Handgelenk. »Wir könnten Euch helfen. *Das Licht hell erstrahlen lassen.*«

Für einen kurzen Augenblick tat sich ein neues Leben vor mir auf. Ich schritt, einen Psalter in der Hand, das Gesicht von einem gestärkten Schleier umrahmt, neben Bruder Guido durch einen Kreuzgang. Vielleicht würde ich, wenn ich mich bewährte, sogar meine wahre Mutter finden, *Verò Madre*, die sanfte, freundliche Dame, von der ich träumte, seit ich zu träumen vermochte, in deren süß duftender Umarmung ich versank und deren starke Arme mich hielten. In meinen Träumen war sie schön und mütterlich und verschmolz mit allen Bildern, die ich von der Jungfrau Maria gesehen hatte, wenn ich es wirklich einmal gewagt hatte, eine Kirche zu betreten. An jedem Marienschrein, auf den ich stieß, sprach ich zu ihr, als wäre sie meine *Verò Madre*. Die Worte des Mönchs hatten mir gewissermaßen den Heiligen Gral in Aussicht gestellt. Ich konnte zu einer Tochter werden, auf die man stolz sein konnte, statt mein Leben weiterhin als billige Dirne zu fristen, die besser tot und für immer verloren wäre. Die Schande über jeden brachte, der mit ihr zu tun hatte. Doch dann schüttelte ich den Kopf, was allerdings eher mir selbst als dem Mönch galt. Wo war meine raue Schale geblieben? Wie hatte ich zulassen können, dass er so mit mir sprach? Warum war ich den Tränen näher als je zuvor in meinem Leben? Wo war Chi-Chi, wenn ich sie brauchte? Ich beschwor mein zweites Ich energisch wieder herauf. Der Mönch hatte mich aus der Fassung gebracht, nun gut. Jetzt würde ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten. Meine Hand schoss blitzschnell vor, glitt in die Falten seiner Kutte und schloss sich zielsicher um seinen Schwanz. »Ich könnte Euch auch helfen, wisst Ihr?«, schnurrte ich. »Ich bin mir verdammt sicher, dass ich *Euer* Licht noch viel heller erstrahlen lassen könnte.«

Seine Augen weiteten sich vor Schreck. Er sprang zurück, als habe ihn etwas gebissen, aber erst, nachdem ich etwas entdeckt hatte, was mich noch mehr verstimmte. Ihr müsst wissen, dass ich nie, wirklich nie meine Hand auf das Glied eines Mannes gelegt habe, ohne zu spüren, dass es sich unter meinen Fingern verhärtet. Doch dieser Mönch blieb weich wie ein Säugling und gewann seine Fassung zu meinem zusätzlichen Verdross rasch zurück. Schlimmer noch, in seinen Augen las ich jetzt mit Mitleid gepaarte Verachtung – als hätte ich ihn enttäuscht. Als hätte er während unseres kurzen Gesprächs etwas Gutes in mir gesehen und nun einsehen müssen, dass er sich geirrt hatte. Er wandte sich ab, was in mir erneut absurderweise den Wunsch auslöste, in Tränen auszubrechen. Aber inzwischen hatte sich eine kleine Gruppe rivalisierender Huren um uns geschart, und ich musste mein Gesicht wahren. Also sprang ich auf, grölte: »Komm wieder, wenn du deine Meinung änderst!«, und entblöbte noch obendrein kurz meine Brüste. »Frag einfach nach Chi-Chi.«

Doch er ging unbeirrt weiter, bis sein schwarzer Lockenschopf in der Menge verschwand. Meine schärfste Konkurrentin, Enna Giuliani, schlängelte sich an mich heran. Mit ihrem langen, messingblond gefärbten Haar und ihrer weiß geschminkten Haut wirkte sie wie eine schlechte Kopie von mir. Wenn jemand ausgesucht werden würde, um in einer Aufführung der *Commedia dell'Arte* meine Person zu verkörpern, würde die Wahl zweifellos auf sie fallen. Ich wusste, dass die Freier alle nach Enna fragten, wenn ich nicht zur Verfügung stand. Enna dagegen wusste, dass ich die Beliebtere war, aber sie verlangte weniger als ich und hatte deswegen mehr Kundschaft. Solche Spannungen waren nicht gerade eine gute Grundlage für eine enge Freundschaft. Normalerweise hatte ich keine Schwierigkeiten damit, das Luder in seine Schranken zu weisen, aber heute war mein Selbstbewusstsein etwas angeschlagen. Schlimmer noch, sie hatte die kleine Szene mit angesehen und wusste so gut wie ich, dass

es mir nicht gelungen war, dem Mönch zu einem Steifen zu verhelfen.

»Versagen deine magischen Hände, Chi-Chi?«, keckerte sie, dabei versetzte sie mir einen Stoß mit ihrem knöchigen Ellbogen. Die abgerissenen Vetteln ringsum weideten sich feixend an meiner Demütigung.

Schon wieder brannten Tränen in meinen Augen. *Madonna*. »Auf diesem Gebiet dürftest du dich ja bestens auskennen«, versetzte ich. Als ich ihr Gesicht musterte, das unter der Schminke von Falten durchzogen war, und die erschlaffenden Brüste betrachtete, die aus dem Ausschnitt ihres Kleides quollen, lief mir ein Schauer über den Rücken. Der Mönch hatte recht. Wir konnten alle dem Alter nicht entfliehen. Enna war doppelt so alt wie ich, mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, und ihre Zeit neigte sich dem Ende zu. Sie würde weniger und weniger verdienen und letztendlich verhungern oder von einem jener Kunden ermordet werden, die Gefahr und Gewalt beim Sex liebten. Nur eine weitere tote Dirne, die aufgedunsen im Arno treiben würde. Ich hob das Kinn. Mir würde so etwas nicht widerfahren. Ich war auf dem Weg zu Botticelli, um als Verkörperung ewiger Jugend festgehalten zu werden. Lächelnd tänzelte ich davon.

»Besorgst du ein paar Bohnen zum Abendessen?«, rief Enna mir nach. (Ich vergaß zu erwähnen, dass meine Rivalin zugleich auch meine Mitbewohnerin ist.)

Ich riss mich zusammen, hob den Rock und wedelte ihr mit dem Po ins Gesicht.

»Besorg sie selber!«, fuhr ich sie an. Diesmal kicherten die anderen schadenfroh über Enna. Ich wandte mich ab, schüttelte im Geist ihren Schmutz von mir ab und bereitete mich auf höhere Dinge vor, als ich die Via Cavallotti hinunter auf das Haus von Signore Botticelli zuschlenderte.

4

Hier sind die drei Fakten, die mir über Botticelli bekannt waren.

Fatto uno: Sein eigentlicher Name lautete Alessandro Mariani Filipepi; den Spitznamen Botticelli verdankte er seinem korpulenten Bruder Giovanni, einem Pfandleiher, der in der Stadt nur *Il Botticelli* hieß, »das kleine Fass«.

Fatto due: Botticelli war gebürtiger Florentiner. Er stammte aus Ognissanti, einem der ärmsten Viertel unserer Stadt. Nicht einmal ich wage mich dorthin, wenn es nicht unbedingt sein muss.

Fatto tre: Er stand ganz oben in der Gunst der Medici. Sogar Signore Lorenzo de' Medici, der Vater unserer Stadt, ein Mann, der den ehrenvollen Beinamen *Il Magnifico* trägt, meinte, die Sonne würde aus Botticellis Hintern scheinen. Anscheinend wimmelt das Castello der Familie, das man auf dem Hügel oberhalb von Florenz sehen kann, wenn die Bäume im Winter kein Laub tragen, von Botticelli-Fresken.

Ein mächtiger, einflussreicher Künstler also. Aber ich war nicht nervös, als ich sein Atelier erreichte, ich sagte dem Diener, der mir die Tür öffnete, nur, dass ich gekommen sei, um mich malen zu lassen. Bei dem Jungen handelte es sich um einen Schwarzen, dessen Augen und Zähne hell in seinem Gesicht leuchteten, und als ich an ihm vorbeirauschte, warf er mir einen Blick zu, den ich nur zu gut kannte. Das Atelier selbst war hell, luftig und mit mehr Glasfenstern ausgestattet, als ich in ganz Florenz je gesehen hatte. Am Ende des Raumes stand eine schattenhafte Gestalt, von der ich jedoch kaum Notiz nahm, weil mein Blick von etwas anderem gefesselt wurde – etwas Großem, Rechteckigem und in allen Farben des Regenbogens Leuchtendem. Ich sah, dass das Gemälde fast fertig war, und ich war davon hingerissen. Sie-

ben Figuren, alle überlebensgroß, prangten auf dem hölzernen Untergrund. Über ihnen schwebte ein kleiner Amor. Das Bild ließ seinen Schöpfer, der vor dem Werk stand, kleiner erscheinen, als er war, und vor dem Hintergrund der leuchtenden Farben zu einer Silhouette verblassen. Ich bemerkte auch, dass Bembo es mit der Wahrheit nicht ganz genau genommen hatte; die achte Figur, Flora, die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als eine gesichtslose Skizze war, stand etwas abseits von den anderen im Vordergrund des Bildes. Eine Art Madonna, die genauso aussah, wie ich mir meine *Vero Madre* im Geiste und meinen Träumen vorstellte, war die zentrale Figur. Das Rasenstück zu ihren Füßen war mit Blumen übersät, die auf dem Gras glitzerten wie vom Himmel gefallene Edelsteine. Sie wurde von drei weiß gekleideten, tanzenden jungen Mädchen und einigen anderen, vielleicht mythologischen Gestalten flankiert, die ich nicht kannte. Ich war von dem Bild sehr angetan und musste einen dementsprechenden Laut ausgestoßen haben, denn Botticelli drehte sich um und sah mich an.

Er mochte vielleicht fünfunddreißig Jahre alt sein, sein schwarzes Haar fiel ihm bis auf die Schultern, und er sah recht gut aus, auch wenn er für einen Mann ziemlich klein war. Unsere Augen befanden sich auf einer Höhe, während er mich eingehend betrachtete. Er umfasste mein Kinn, bewegte meinen Kopf nach links und rechts und leicht nach vorn. Dann sah er mir in die Augen und lächelte. »*Perfetto*«, sagte er mit einem schweren Akzent, der einen merkwürdigen Kontrast zu der sich vor uns entfaltenden Schönheit bildete. Aber ich verstand ihn gut genug, *Perfekt*. Ich erwiderte sein Lächeln. Dies war heute schon das zweite Mal, dass mich ein Mann unaufgefordert berührt hatte, und wie bei dem Mönch erkannte ich sofort, dass Botticelli keine erotischen Hintergedanken hegte. Er wollte Flora, und ich war hier, um sie ihm zu verschaffen.

Er bedeutete mir, mich fertigzumachen, und ich folgte seinem ausgestreckten Zeigefinger und zog mich hinter einen

Wandschirm zurück, wo ein Seidenbrokatkleid für mich bereitlag. Der schwere cremefarbene Stoff war über und über mit Blumen bemalt. Der Wandschirm legte den Schluss nahe, dass Botticelli nicht wusste, mit was für einer Art Frau er es zu tun hatte – ganz offensichtlich setzte er bei mir Sittsamkeit und Schamgefühle voraus. Er konnte ja nicht ahnen, dass ich mich in Sekundenschnelle mitten im Raum splitternackt ausgezogen hätte, ohne deswegen auch nur zu erröten. Ich streifte das Kleid über, schüttelte auf sein Geheiß mein Haar aus, sodass es mir offen über den Rücken floss, und trat vor – die Fleisch gewordene Flora.

Ich merkte ihm seine Zufriedenheit an, obgleich er nicht viel sagte. Mir dämmerte, dass ich mich in der Gegenwart eines Genies befand, als er mich umkreiste und mir zeigte, welche Pose ich einzunehmen hatte. Am Fenster stand ein Krug mit korallenfarbenen Rosenblüten, mit denen er meinen Rock füllte. Er zählte sie sorgsam ab – zwanzig, dreißig und noch ein paar mehr – und arrangierte sie so, dass jede einzelne deutlich zu erkennen war. Dann wies er mich an, wie ich den Rock voller Rosen halten, die linke Hand darunterschieben und dabei den Daumen verstecken und die rechte Hand in die Blüten tauchen sollte, als wolle ich Blütenblätter auf dem Rasen streuen. Ich blieb regungslos wie eine Statue in genau dieser Haltung stehen, was ihn zu freuen schien. Zuletzt strich er mein Haar hinter meine Schultern zurück.

»Ich sehe keinen Grund, ein solches Gesicht zu verstecken«, sagte er, woraufhin ich ihn zu mögen begann.

»Jetzt zu Eurem Gesichtsausdruck«, fuhr er in seinem rauen Florentinisch fort. »Ich möchte, dass Ihr leise lächelt, als hättet Ihr Euch kurz zuvor noch im Bett vergnügt.« Vielleicht wusste er ja doch, welchem Gewerbe ich nachging. Ich dachte an die vergangene Nacht zurück, denn ich hatte Bembo beigebracht, wie er mir Genuss verschaffen konnte. Er kannte da diesen kleinen Trick mit der Zunge ... Ich stellte mir vor, wie der Mönch dasselbe mit mir tat, und prompt stieg mir das

Blut in die Wangen, und meine Lippen kräuselten sich leicht. »*Ezatto*«, lobte Botticelli. Exakt. Und begann zu malen.

Er malte den ganzen Tag lang, dabei sprach er kaum, und ich noch weniger. Zwar gestattete er mir, Pausen einzulegen und im Raum umherzugehen, aber dann bestand er unerbittlich darauf, dass ich meine Pose wieder einnahm, ohne auch nur die kleinste Kleinigkeit daran zu verändern. Ich beobachtete, wie sich die goldenen Lichtstrahlen, die durch das Fenster fielen, wie die Zeiger einer Sonnenuhr langsam bewegten, während die Schatten länger wurden und die sinkende Sonne die Temperatur im Raum ansteigen ließ. Endlich legte er Pinsel und Palette beiseite. Ich warf einen Blick auf das Bild und schlug die Hände vor mein Gesicht, um mich zu vergewissern, dass es sich immer noch dort befand, so perfekt war es wiedergegeben worden. Meine Miene spiegelte satte Zufriedenheit und zugleich eine stille Verschmitztheit wider. Das war keine gemalte Madonna, das war ich. Bembo hatte recht gehabt. Ich war ein schlagendes Herz, ein feuchtes Geschlecht, ein warmes, zerwühltes Bett.

Flora eben.

Das Kleid war bislang nur skizziert, meine Hände jedoch fertig.

»Braucht Ihr mich nicht mehr?«, fragte ich, denn trotz meiner schmerzenden Glieder hatte ich den Tag genossen; hatte es genossen, zu einem Teil der Geschichte geworden zu sein.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Das Kleid kann ich auch ohne Euch malen, solche Dinge lassen sich einfach bewerkstelligen. *Ihr* seid ein seltener florentinischer Schatz. Bembo hat mir nicht zu viel versprochen.«

Jetzt war es an mir, den Kopf zu schütteln.

»Ein seltener *venezianischer* Schatz«, berichtigte ich ihn lächelnd.

Er hob die Brauen. »Tatsächlich? Ich war noch nie dort, habe aber viel von der Schönheit dieser Stadt gehört.«

Nun nutzte ich die Gelegenheit, um meine Heimatstadt zu

preisen, obwohl ich nicht mehr von ihr wusste als Botticelli, denn ich war ja noch ein Säugling, als ich in besagte Flasche gesetzt und nach Florenz gebracht wurde. Deshalb nickte ich jetzt auch stolz.

»In der Tat, es ist eine sehr schöne und noch dazu äußerst bedeutende Handelsstadt, die ihre seefahrenden Konkurrenten Pisa, Neapel und Genua bei weitem übertrifft.« (Drei weitere Städte, die ich noch nie gesehen hatte.) Botticelli hatte irgendetwas an sich, was in mir den Wunsch auslöste, intelligent und kultiviert zu erscheinen; ihm zu beweisen, das ich mehr war als nur ein billiges Paar Titten, daher plapperte ich wortwörtlich nach, was ich Bembo einmal hatte sagen hören. Aber ich musste wohl genau das Falsche gesagt haben, denn Botticelli wurde aschfahl und begann zu zittern.

»Was habt Ihr da gerade gesagt?« Es war kaum mehr als ein Flüstern, das da über seine zusammengespreizten, blau angelaufenen Lippen kam. Er war so geisterhaft blass, als würde er jeden Moment in Ohnmacht fallen.

Was *hatte* ich denn gesagt? Vielleicht war der Maler von Florenz und dem Elendsviertel Ognissanti so fasziniert, dass er es nicht ertragen konnte, von den Vorzügen anderer Städte zu hören? Aber *er* war es gewesen, der auf die Schönheit Venedigs zu sprechen gekommen war. Um zu retten, was zu retten war, schwatzte ich wild drauflos. »Aber Florenz lässt sich natürlich mit keiner anderen Stadt vergleichen. Der Duomo, das Battistero, Eure eigenen prachtvollen Bilder...« Doch meine List funktionierte nicht. Er durchquerte mit drei Schritten den Raum und packte erneut mein Kinn, diesmal allerdings ausgesprochen grob. Ich bekam kaum noch Luft.

»Sagt das noch einmal.«

Ich konnte vor Angst kaum sprechen. Mein verwirrter Verstand schlug Haken wie ein verängstigtes Kaninchen, als ich versuchte, mich an meine genauen Worte zu erinnern. »Ich sagte, dass Venedig größer und bedeutender ist als Pisa oder Neapel oder Genua und...«

Seine Finger gruben sich noch tiefer in mein Fleisch. »Was wisst Ihr von diesen Städten? Wer hat es Euch erzählt?«

»Mir was erzählt?«, krächzte ich durch zusammengebissene Zähne, denn seine Hand umklammerte immer noch meinen Kiefer.

Seine grauen Augen sprühten Feuer. »Wer hat Euch eingeweiht? War es Bembo?«

»Wie bitte? Niemand hat mir irgendetwas erzählt, und niemand hat mich in irgendetwas eingeweiht. Wovon redet Ihr eigentlich?« Zum zweiten Mal an diesem Tag brannten Tränen in meinen Augen. Aber so rasch er mich gepackt hatte, so schnell gab er mich auch wieder frei und wandte sich ab, als fürchte er, sich in seinem Zorn nicht mehr unter Kontrolle zu haben. Meine Knie gaben unter mir nach, und das bemalte Kleid bauschte sich wie eine riesige seidene Blase um mich, als ich zu Boden sank. Noch immer zitterte ich am ganzen Leib. Doch als Botticelli sich zu mir umdrehte, verstand ich die Welt nicht mehr, denn er lächelte.

»Es tut mir leid, meine Liebe«, entschuldigte er sich. »Ich habe mir nach einem langen Tag einen Spaß erlaubt. Hat Euch mein kleiner Scherz gefallen?«

Nun habe ich schon viele schlechte Schauspieler gesehen, schließlich lebe ich ja in Florenz. Die Straßen wimmeln hier von absolut unbegabten Mimen, die die Augen und Ohren ihres Publikums mit ihren Darbietungen beleidigen. Aber eine weniger überzeugende Vorstellung als die, die ich jetzt miterlebte, war mir noch nie geboten worden.

Botticelli streckte mir eine Hand hin und zog mich auf die Füße. »Nur ein kleiner Witz über unsere Seefahrerstaaten. Kein Grund, ihn Bembo gegenüber zu erwähnen. Zieht Euch jetzt um, Signorina. Ihr könnt gehen.«

Verwirrt zog ich mich hinter den Wandschirm zurück, wo ich die Szene noch einmal vor meinem geistigen Auge vorbeiziehen ließ. Irgendetwas war schiefgegangen, das war mir klar, aber mir hatte das, was auf den gewalttätigen Zwischen-

fall gefolgt war, mehr Angst eingejagt als Botticellis Ausbruch selbst – das Leugnen, die Vertuschungsmanöver. In der sicheren Gewissheit, seinen Blicken entzogen zu sein, wallte Wut in mir auf. Ich hörte, wie der Künstler den Raum verließ und die Tür hinter sich schloss. Mit ihm verließ mich auch meine Furcht. Ich zerrte mir das Kleid vom Leib, als würde es meine Haut versengen; so hastig, dass ich den zarten fischschuppenähnlichen Stoff eines Ärmels zerriss, ohne deswegen auch nur die geringsten Gewissensbisse zu empfinden. Was für ein vergeudeter Tag! Ich hätte auf der Piazza unzählige Kunden anlocken können, doch inzwischen brach die Dunkelheit herein, und die Nachtwächter würden jede Hure verhaften, die sich nicht innerhalb ihrer eigenen vier Wände oder in einem fremden Bett tummelte. Ich hatte ein gesamtes Tageseinkommen eingebüßt, denn ich wagte jetzt nicht mehr, Geld von Botticelli zu verlangen. Während ich in meine eigenen Kleider schlüpfte, hielt ich den Blick auf die hölzerne Wandtäfelung vor mir gerichtet und rief mir erneut jedes Wort unseres Gesprächs ins Gedächtnis, um zu ergründen, an welcher Stelle mir etwas Unbedachtes entschlüpft war.

Mein Erinnerungsvermögen ließ mich im Stich, meine Augen jedoch nicht: Eines der eichenen Paneele wies drei dunklere Ränder auf als die anderen.

Eine Geheimtür, kaum größer als eine Bibel, die einen Spalt breit offen stand.

Ich zog sie auf, schob eine Hand hinein und ertastete eine Pergamentrolle. Einen Moment lang vergaß ich Zorn und Verwirrung, denn ich hielt eine perfekte, bis auf mein eigenes Gesicht vollständige Kopie von Botticellis Gemälde in der Hand. Die Grazien waren da, der pummelige Amor, die kriegerische Gestalt, die dem Maler so ähnlich sah, die Madonna, die anderen Figuren und mein gesichtsloses Ebenbild in dem silbrigen Kleid. Sogar die Blumen, die das Gras bedeckten, waren dieselben. Der einzige Unterschied zu dem großen Holzgemälde bestand in dem Miniaturformat und dem feinen

Kohlestiftgitter, das die Kopie in Vierecke unterteilte, als wäre sie in einem Netz gefangen.

Nun gehöre ich für gewöhnlich nicht zu den Huren, die ihre Hände nicht vom Eigentum anderer Leute lassen können. Diebische Dirnen laufen Gefahr, ihre Finger zu verlieren, und Straßenmädchen, die ihre Nase in fremde Schatztruhen und Schmuckkästchen stecken, wird selbige nicht selten von den Stadtwächtern abgeschnitten. Aber heute war ich erstens verärgert, zweitens um meinen Lohn geprellt worden, und das Bild war so schön, dass ich es für mich haben wollte, um es mir immer wieder anschauen zu können, wenn mir der Sinn danach stand. Als kleine Entschädigung zog ich die Flugschrift des Mönches aus meinem Beutel, rollte sie zusammen, schob sie in das Geheimfach und schloss es mit einem Klicken. Die Worte Gottes als Strafe für das, was er mir, was er Chi-Chi angetan hatte – das erschien mir nur gerecht. Ich verstaute das Pergament in meinem Mieder und rauschte aus dem Raum und dann an den Dienern vorbei zur Tür hinaus.

Im selben Moment, da meine Schuhsohlen das warme Pflaster der im Licht der untergehenden Sonne liegenden Straße berührten, bereute ich, was ich getan hatte. Ich zögerte unschlüssig; erwog, noch einmal zurückzugehen, doch dann hörte ich den Schwarzen die Tür verschließen und entschied mich dagegen. Es war schon spät – wenn ich nicht zusah, dass ich nach Hause kam, würden mich die Nachtwächter verhaften. Ich würde Bembo morgen früh das Bild übergeben und ihm erzählen, es sei irgendwie in mein Mieder geraten, bevor ich den Heimweg angetreten hatte. Bembo würde mir jede Geschichte glauben, die ich ihm auftischte, er vertraute mir. Die ehrliche Hure mit dem goldenen Herzen und so weiter.

Etwas beruhigter machte ich mich auf den Weg zum Markt. Meine Gewissensbisse wegen des gestohlenen Bildes überwogen meine Verwirrung bezüglich Botticellis Reaktion auf meine Worte. Ich hoffte nur, er würde mein Gesicht nicht wieder wegkratzen und ein anderes Mädchen als Modell für Flora

benutzen. Aber eigentlich hielt ich das für unwahrscheinlich. Er hatte mich gemocht, so viel stand fest, und ich ihn auch – bis es zu jenem unerklärlichen Zwischenfall gekommen war.

Auf jeden Fall würde ich Enna die ganze Geschichte erzählen, wenn ich heimkam. Die Schalen unserer Liebe-Hass-Waage würden sich heute Abend auf der Seite der Freundschaft senken müssen, denn ein solcher Vorfall schrie geradezu nach einer verständnisvollen Zuhörerin. Ich schwatzte einem Markthändler sogar die letzten Bohnen ab, um die sie mich gebeten hatte, nur um sie in gute Laune zu versetzen. Dank Signore Botticelli war meine Geldbörse so leer wie ein ausgetrockneter Brunnen, weshalb ich den Mann mit einem Lächeln und einem Kuss auf seine ledrige Wange bezahlte. Ich sah keinen Grund zur Übertreibung, denn wenn ich sie nicht bekam, würden die Bohnen wie alle anderen Marktüberbleibsel auch an die Schweine verfüttert. Sie waren klein, und einige sogar bereits schwarz angelaufen, aber für einen Eintopf reichten sie aus, und sie würden Enna versöhnlich stimmen und als Bezahlung für die Zeit dienen, die sie mir opferte. Alle Händler packten schon ihre Waren zusammen, weil die Sonne endgültig unterging. Ein florentinisches Sprichwort besagt, dass diejenigen, die der *Mercata Nuova* keinen Reiz abgewinnen können, schon tot sein müssen, ohne es zu wissen. Normalerweise streifte ich gern zwischen den Ständen umher, schnupperte an den Gewürzen und lauschte den fremdartigen Dialekten der Händler, die Tunfisch, Salz und Wein anpriesen, aber nicht heute. Heute hatte ich andere Dinge im Kopf und konnte es kaum erwarten, nach Hause zu kommen.

Enna und ich teilten uns eine der zahlreichen abbruchreifen Bretterhütten, die sich am linken Arnoufer eng aneinanderdrängten, um nicht in den Strom zu kippen. Im Winter war es eiskalt, im Sommer stank es, und bei Regen standen sie unter Wasser (letztes Jahr reichte uns das Hochwasser in unserer Hütte bis zu den Knöcheln, und wir mussten uns bei einem Küfner Fässer ausborgen, über die wir dann zu unseren Schlaf-

plätzen gelangten.) Aber da wir unsere Nächte gewöhnlich anderswo verbrachten, sahen wir keinen Grund, unser schwer verdientes Geld für eine bessere Unterkunft auszugeben. Ich hoffte nur, dass Enna nicht ausgegangen war oder einen Freier mit nach Hause gebracht hatte, doch als ich mich dem Fenster näherte, hörte ich Stimmen und fluchte unterdrückt.

Verdammter Mist.

Sie hatte einen Kunden.

Unser Fenster war nicht verglast (zu teuer, und die Scheibe würde doch nur von den Straßenkindern eingeworfen werden), sondern wir benutzten einen fadenscheinigen braunen Vorhang, um uns ein Mindestmaß an Privatsphäre zu schaffen. Ich lauschte eine Weile. Wenn der Kunde bereits zum Ende gekommen war, konnte er jeden Moment das Haus verlassen. Wenn Enna ihn aber gerade erst in Stimmung brachte, würde ich in die Schänke gehen.

Folgendes bekam ich zu hören.

Die Stimme des Mannes klang leise und drohend. »Du hast etwas genommen, was dir nicht gehört. Ich will es zurück.«

Enna hörte sich nicht im Geringsten verängstigt an, woraus ich schloss, dass sie irgendein Rollenspiel spielten. Himmel, ich hatte schon mit Kunden zu tun, die verlangten, dass ich schrie, als würden sie mir Gewalt antun, oder dass ich mich wie ein Junge kleidete, damit sie es mir dann von hinten besorgen konnten.

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Das war Ennas Stimme, rau wie die einer Krähe von der Pfeife, die sie manchmal rauchte. Ich fragte mich, was das alles zu bedeuten hatte. Soweit ich wusste, stahl Enna auch nicht, dazu war sie zu gewitzt. Seltsam, dass wir beide am selben Tag zu Diebinnen geworden sein sollten.

»Ich frage dich zum letzten Mal.« Wieder der Mann. »Gib zurück, was du dir angeeignet hast, und ich lasse dich in Ruhe. Tust du das nicht, wirst du es bereuen.«

Jetzt wurde Enna ärgerlich. Ich wusste, dass sie es nicht lei-

den konnte, wenn man ihr drohte, schon gar nicht in ihrem eigenen Haus. »Hört zu, Signore.« Ihre Stimme triefte vor Sarkasmus. »Ich kann Euch vieles geben, wenn Ihr dafür bezahlt, und dann sind wir beide zufrieden. Aber ich habe nichts gestohlen, weder heute noch sonstwann. Wenn Ihr also nicht auf eine Nummer aus seid, dann geht Ihr jetzt besser.«

Der Mann seufzte, aber es klang nicht mehr bedrohlich; eher wie der Seufzer eines Kunden eines Färbers, dem mitgeteilt wird, dass sein Mantel statt blau grün gefärbt worden war. Ein dummes Versehen, aber kein Problem. »Wie du willst. Leb wohl, Luciana.«

Meine Haut begann zu prickeln.

Hölle und Teufel!

Er meinte *mich*.

Ich wartete darauf, dass Enna ihn über seinen Irrtum aufklärte, aber stattdessen nieste sie nur. Die Tür schlug zu, und ich hörte ein gurgelndes Geräusch. Wahrscheinlich hatte sich Enna auf den Schreck hin einen Becher Wein eingeschenkt. Ich wartete mit wild hämmerndem Herzen ab, um sicherzugehen, dass der unheimliche Besucher wirklich verschwunden war. *Madonna*. Ich tat gut daran, das Bild so schnell wie möglich zu Bembo zu bringen; es musste äußerst wichtig sein, wenn der Verlust jetzt schon bemerkt worden war. Das Wasser des Arno rauschte im Gleichklang mit dem Blut in meinen Adern. Nach hundert hastigen Herzschlägen betrat ich widerstrebend die Hütte.

Madonna.

Enna lag auf ihrem Rollbett. An ihrem Hals klaffte eine rote Lücke, nur ein weißer Hautlappen verhinderte, dass ihr Kopf vollends zu Boden fiel. Überall war Blut, es stand noch höher im Raum als das Wasser der Frühjahrsflut.

Dann wusste ich Bescheid.

Das Niesen, das ich gehört hatte, war das Geräusch gewesen, mit dem das Messer ihre Kehle aufgeschlitzt hatte.

Das Gurgeln des Weins ihr zu Boden strömendes Blut.

Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, obgleich das Blut die Spitzen meiner Schuhe karminrot färbte. Ein warmer Strahl rann an meinen Beinen hinunter, als ich die Kontrolle über meine Blase verlor. Ich zwang mich, tief durchzuatmen und dachte angestrengt nach.

Sie waren hinter mir her.

Ich musste hier weg. So schnell wie möglich.

5

Diese drei Dinge nahm ich bei meiner Flucht mit:

Cosa uno: das Pergament von Botticelli, das fest zusammengerollt direkt neben meinem pochenden Herzen in meinem Mieder steckte.

Cosa due: ein grauer Pelzumhang, ein Weihnachtsgeschenk von Bembo.

Cosa tre: eine grüne Glasscherbe; ein vom Rand abgebrochenes Stück, das einzige, das mir von der Flasche geblieben war, die mich als Säugling von Venedig nach Florenz brachte. Es war hart wie Stein, gebogen wie eine Klaue und würde ein ausgezeichnetes Messer abgeben. Ich schob es unter mein Strumpfband.

Dann trat ich über die Blutlache hinweg und schloss Ennas Augen, wobei ich Mühe hatte, meinen Mageninhalt nicht über ihr totes Gesicht zu verteilen. Wenn ich ein Gebet gekannt hätte, hätte ich gebetet, aber ich konnte nur an *Vero Madre* denken, also wiederholte ich die beiden Worte immer wieder wie ein Ave Maria. Ich rief meine wirkliche Mutter an wie die heilige Jungfrau. Dann huschte ich zur Tür hinaus.

Wohin? Irgendwohin, wo ich heute Nacht sicher wäre. Zu Bembo? Ja, er hatte mir das Ganze schließlich eingebrockt. Ich würde zu ihm gehen, ihm alles erklären und das Bild zurückge-

ben. Ich wollte nichts mehr damit zu tun haben; ich wünschte, ich könnte mein Gesicht von dem Original tilgen, und vor allem wünschte ich, nie von Botticelli gehört zu haben. Von nagender Angst erfüllt, zog ich meine Kapuze über meine verräterischen goldenen Flechten und verschwand im Dunkel.

Trotz der späten Stunde herrschte auf dem Ponte Vecchio das übliche Menschengedränge. Der florentinische Tag beginnt bei Sonnenuntergang, und hier sieht man, warum: Huren und andere Geschöpfe der Nacht versuchen, den Nachtwächtern ein Schnippchen zu schlagen, und zahlreiche gut gekleidete Ehepaare schnappen noch schnell frische Luft, bevor sie zu Bett gehen. Mit einem Mal wünschte ich mir, zu ihnen zu gehören. Für gewöhnlich gefällt mir das Leben, das ich führe, aber an diesem Abend erschien mir nichts erstrebenswerter als die Geborgenheit warmer Arme und eines geteilten Bettes (und zwar nicht nur für eine oder zwei Stunden), nachdem ich eine schöne warme Mahlzeit zu mir genommen hatte. Aber wer würde eine wie mich schon heiraten?

Ich schlich unerkannt weiter und begann, den zur Kirche San Miniato führenden Hügelpfad zu erklimmen. Die Stadthälfte, die auf der anderen Seite der alten Brücke liegt, ist als »Oltranto«, »dort drüben« bekannt, und dort wohnen nur die Reichen und Mächtigen von Florenz. In diesem exklusiven Viertel hatte Bembo seine schmucke neue Villa gebaut, hoch oben auf dem Hügel, weit weg von der Hitze und dem Gestank der Stadt. Nur der Duft der Zypressen und das Läuten der Glocken drangen zu den Anwohnern empor. Ich kannte den Weg, hatte ihn aber noch nie zu Fuß zurücklegen müssen; Mädchen mit meinen Talenten werden gewöhnlich in einer Kutsche gefahren (und nehmen dabei unzüchtige Handlungen an ihren Begleitern vor). Aber die Angst trieb mich voran, und so atmete ich schon bald den Geruch der Myrtenhecken ein und hörte das leise Plätschern des Springbrunnens, der sich in Bambos Karpfenteich ergoss. Kurz darauf erreichte ich die Tür des Hauses. Auf mein Klopfen hin erschien ein vertrau-

tes Gesicht: Carlo, Bembo's Leibdiener, war so hässlich wie die Sünde, aber in diesem Moment hätte ich ihn küssen können, als wäre er meine *Verò Madre*.

»Guten Abend, Carlo.« (*Fatto uno*: Ich kannte seinen Namen).

»Wie geht es deiner jungen Frau?« (*Fatto due*: Ich wusste, dass Carlo vor kurzem geheiratet hatte, ein junges Hausmädchen, das Bembo als Belohnung für seinen treuen Diener mit einer großzügigen Mitgift ausgestattet hatte).

Die Tür wurde geöffnet, und Carlo lächelte breit. Er hob beide Hände zu seiner Brust, als würde er zwei Melonen umfassen, und führte die Hände dann an die Lippen. Während dieser pantomimischen Zurschaustellung ehelichen Glücks, sagte er nichts, und zwar, weil er (*fatto tre*) stumm war: Bembo hatte ihm mit seinem Einverständnis die Zunge entfernen lassen, nachdem er einen Vertrag unterzeichnet hatte, der Carlo bis zum Ende seiner Tage ein sorgenfreies Leben zusicherte. Versteht ihr nun, was ich anfangs gemeint habe? Bembo war ein wandelnder Widerspruch, eine Mischung aus Güte und Grausamkeit. Ich hoffte, er würde heute Abend nicht wütend auf mich sein. Meine Bekommenheit verbarg ich hinter einem kecken Lächeln. »Ist er da?« Ich deutete zur Treppe, in Richtung der Schlafkammer. Carlo nickte.

Gott sei Dank. Nächste Frage: »Und *la Contessa*?« Wenn die Gräfin zu Hause war, war ich erledigt; ich würde Bembo nie zu Gesicht bekommen, wenn seine hochnäsige Pute von Ehefrau in der Villa residierte. Der Torsteher schüttelte den Kopf und machte Anstalten, die Glocke zu läuten, damit ein Diener mich ins Haus führte, doch ich legte rasch meine Hand auf die seine. »Lass gut sein, Carlo. Ich laufe rasch hinauf und überrasche ihn.« Mein anzügliches Augenzwinkern entlockte ihm ein Grinsen. Ein weiteres rasch aufblitzendes Chi-Chi-Lächeln, und schon hatte ich mich an ihm vorbeigedrängt und lief durch den dunklen, duftenden Garten. Der große Teich lag vor mir, der Sternenhimmel spie-

gelte sich darin, und die Schuppen der goldenen Karpfen glitzerten unter der Wasseroberfläche. Einer schnellte in die Höhe und schnappte nach einer Viehbremse, woraufhin sich meine Kehle erneut zuschnürte. Ich schlug einen Bogen um den Teich und gelangte endlich in das geräumige römische Atrium. Niemand löste sich aus dem Schatten, um mich aufzuhalten. Geräuschlos huschte ich im gedämpften Fackelschein die breite Steintreppe hoch.

Vor der zu Bembos Kammer führenden Eichentür blieb ich stehen und lauschte auf irgendwelche Geräusche, konnte aber nur meinen eigenen Herzschlag hören. Zögernd klopfte ich an – einmal, dann noch einmal, diesmal lauter. Keine Antwort. Bembo musste fest schlafen.

Ein kurzes Drehen des Knaufes und schon war ich drinnen und fand meinen Gelegenheitsliebhaber in rote Samtlaken gewickelt im Tiefschlaf vor. Mein benommener Verstand hinkte meinen Füßen zwei Schritte hinterher, denn ich war schon auf Zehenspitzen ans Bett geschlichen und hatte die Hände auf die Decke gelegt, bevor mir einfiel, dass Bembo immer nur in schneeweißen Laken aus kostbarstem ägyptischen Batist zu schlafen pflegte. Niemals in roten.

Blut.

Es klebte an meinen Händen. Ich wusste schon, welcher Anblick mich erwartete, als ich den massigen Körper umdrehte und Bembos Kopf in einem Winkel nach hinten kippte, den die Natur nie möglich gemacht hatte. Die klaffende Wunde im Hals glich genau jener, die Enna den Tod gebracht hatte. Sie war ihm von derselben Hand zugefügt worden, darauf hätte ich wetten können.

Madonna.

Mein eigenes Blut wich aus meinem Gesicht, und ich wäre auf dem Boden zusammengesunken, hätte mich nicht ein Klopfen an der Tür hochschrecken lassen. Ich erstarrte, als ich die Stimme des Hausmädchens hörte. Carlos Frau.

»Herr?« Eine kleine Pause. »Herr? Carlo schickt mich, um

Euch zu sagen, dass Signorina Vetra das Tor passiert hat. Ist sie schon bei Euch, oder soll ich ihr im Atrium eine Erfrischung servieren?« Wieder klopfte es. »Herr?«

Mir blieben vielleicht noch ein paar Sekunden, ehe die Frau den Raum betreten würde. Ich wusste, sie würde nicht zögern, ihren Dienstherrn zu wecken, denn wenn er wirklich nach mir geschickt hätte, hätte er geweckt werden wollen, um sich mit mir vergnügen zu können. Mit einem Satz war ich am Fenster, kletterte hinaus und hangelte mich so rasch wie ein Schiffsaffe an den dicken Glyzinienranken hinab. Tatsächlich hatte ich diesen Fluchtweg schon einmal benutzt, als *la Contessa* unerwartet und unangekündigt nach Hause gekommen war. Diesmal überschlugen sich meine Gedanken. Ich wusste, dass ich am Tor festgehalten werden würde, sobald Bembo gefunden worden war. Dieses Risiko konnte ich nicht eingehen, also sprang ich nicht zu Boden, sondern rannte über ein niedriges Dach, kletterte über die Gartenmauer und landete mit einem dumpfen Aufprall zwischen den stummen Grabsteinen des Friedhofs von San Miniato. Ich spürte sofort, dass ich nicht allein war, und rang nach Atem, entdeckte zum Glück aber nur einen silbergrauen Reiher, der mich von einem steinernen Tisch aus mit einem Auge böse musterte. Dann erhob er sich wie ein Phantom von dem Grab und flog über die Mauer – zweifellos, um sich Bembos fette Karpfen munden zu lassen. Erleichtert durchströmte mich, aber nur einen Moment lang.

Verdammt.

Wohin jetzt?

In meinem Mieder steckte ein gestohlenes Bild, an meinen Händen klebte im wahrsten Sinne des Wortes Bembos Blut, und ich würde bald als Mörderin verfolgt und gesucht werden, wenn dies nicht bereits der Fall war.

Ich brauchte eine zweite Option. Sicherheit. Einen Zufluchtsort.

Zuflucht? Das Wort hallte wie Glockengeläut in meinen Ohren wider. Wer hatte mir heute doch gleich einen Zufluchts-

ort angeboten? Gesprächsfetzen schwirren wie Motten in meinem Kopf umher. Plötzlich sah ich meinen Weg glasklar vor mir, ich wusste, wohin ich mich wenden würde. Gottes Haus stand allen Menschen offen. Jederzeit.

Ich lenkte meine Schritte auf das Kloster Santa Croce zu, um mich dort Hilfe suchend an den einzigen Mann zu wenden, der auf die Berührung meiner magischen Hände nicht reagiert hatte.

6

Ich wusste drei Dinge über Santa Croce.

Fatto uno: Dante liegt nicht dort begraben. Sein Leichnam ruht in Ravenna, aber sie stellen sein Grab in der Kirche von Santa Croce zur Schau, weil diese seit einiger Zeit zum Mausoleum für die berühmtesten Söhne von Florenz geworden ist. Aber ausgerechnet derjenige, den die Florentiner am stärksten verehren, müsste eigentlich in Ravenna verehrt werden. Ein weiterer Beweis dafür, dass die Kirche ein einziges großes Schmierentheater betreibt.

Fatto due: Das Kloster wimmelt von wohlmeinenden Franziskanern wie dem Bruder, den ich suchte. Mir scheint, Franziskaner leisten draußen in der Welt weit mehr Hirtenarbeit als ihre weitaus furchteinflößenderen Brüder, die strengen Dominikaner von Santa Maria Novella auf der anderen Seite der Stadt; sie kümmern sich um die Armen, die Aussätzigen und alle anderen vom Schicksal Benachteiligten. Ich werde euch verraten, woher ich weiß, dass die Franziskaner wesentlich zugänglicher sind als die schwarzen Dominikanerkrähen – *ihr* Kloster habe ich nämlich schon oft besucht, wohingegen ich noch nie einen Fuß in das Innere von Santa Maria Novella gesetzt habe, und das führt mich zu ...

Fatto tre: Der Torwächter von Santa Croce hieß Bruder Malachi und vermittelte mich gelegentlich an die Mönche im Kloster. Schockierend, ich weiß, aber das Fleisch ist schwach, wenn der Willy willig ist, und selbst diejenigen, die eine echte Berufung verspüren, neigen dazu, ihren Herrn über die Aussicht auf eine vergnügliche Stunde zwischen den Bettlaken vorübergehend zu vergessen. Daher kannte ich Malachi gut und hoffte nur, dass dieser frömmelnde Schleimer auch heute Abend Dienst am Tor versah.

Die große Piazza von Santa Croce lag dunkel und verlassen da, selbst von den Tauben, die tagsüber dort gurrten und pickten, war nichts zu sehen. Die Kirche ragte riesig und drohend vor mir auf, das Tor glich einem dunklen, klaffenden Maul, das einzelne runde Fenster dem Auge eines Zyklopen. Ich wandte den Blick davon ab, weil ich ohnehin schon vor Angst zitterte, und steuerte auf die kleine Tür in der langen hohen Mauer zu, die zu dem Kreuzgang führte. Malachi döste dort vor sich hin, wachte aber auf, als ich durch das Gitterwerk griff, um an seiner Kutte zu zupfen, und meine Brüste gegen die schmiedeeisernen Schnörkel presste. Er glotzte mich so lüstern an, als habe er von mir geträumt und könne es kaum fassen, dass sein Traum wahr geworden war. Sein anzüglisches Grinsen brachte mir einmal mehr zu Bewusstsein, was für ein Widerling er war, und ich rief mir einen der drei lateinischen Aussprüche ins Gedächtnis, die ich kannte: *Cucullus non facit monachum*; die Kutte macht keinen Mönch. (Auf die anderen beiden komme ich später zu sprechen, im Moment bin ich zu sehr damit beschäftigt, meine Haut zu retten.)

»Ich grüße Euch, Bruder Malachi. Ist Bruder Guido da?«

Der widerwärtige Mönch reckte sich, ließ einen krachenden Wind streichen und lehnte sich gegen das Tor. »In Santa Croce gibt es mehrere Brüder dieses Namens, Chi-Chi. Willst du sie alle auf einmal bedienen oder lieber nacheinander?«

Er ging mir jetzt schon entsetzlich auf die Nerven. Ich war an diesem Abend ein Dutzend Meilen zu Fuß gegangen,



Marina Fiorato

Das Geheimnis des Frühlings

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37480-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2012

Eine bezaubernde Frau, ein gefährliches Geheimnis, ein gestohlenen Gemälde

Florenz um 1481. In einer Zeit, in der die Kunst der Renaissance ihren Höhepunkt erreicht, verdingt sich die bezaubernde Luciana Vetra als Straßenmädchen. Der Ruf ihrer ungewöhnlichen Schönheit kommt auch Botticelli zu Ohren, und er lässt sie für sein Bild „Primavera“ Modell stehen. Als der Maler sie nicht entlohnen will, entwendet Luciana kurzerhand eine Miniatur des Bildes, nur um daraufhin entsetzt festzustellen, dass jemand dafür über Leichen geht. Doch was hat es mit diesem Gemälde auf sich?

 [Der Titel im Katalog](#)